

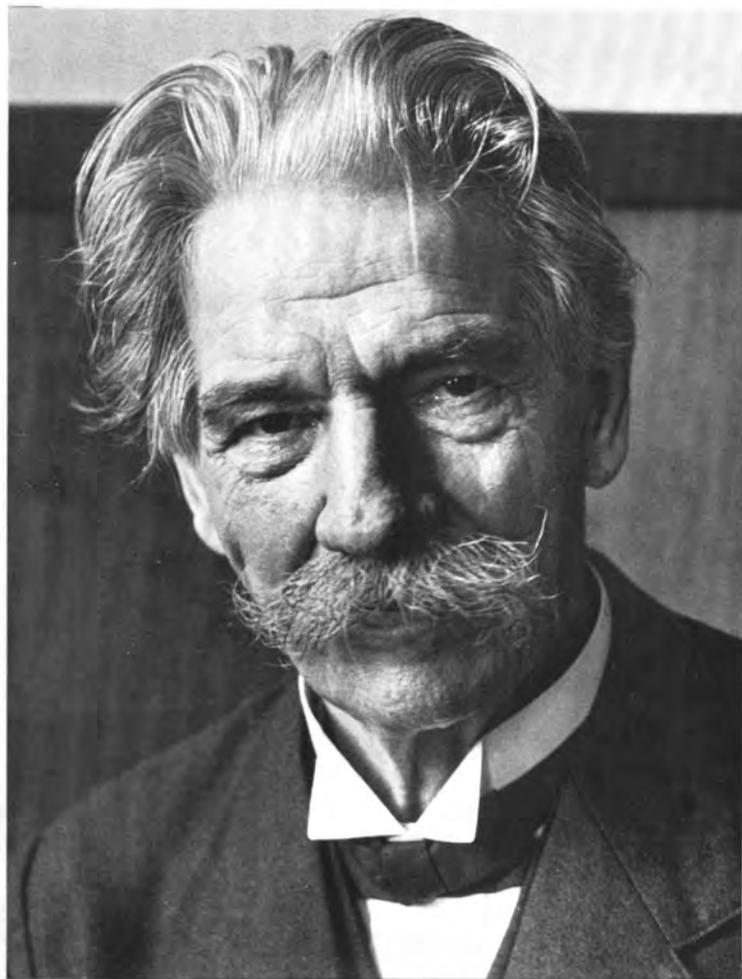
ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SIEBTER BAND

1965/66

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG



ALBERT SCHWEITZER

Gedenkworte für

ALBERT SCHWEITZER

von

Carl J. Burckhardt

Albert Schweitzer bin ich ein einziges Mal flüchtig in Frankfurt bei Anlaß der Verleihung eines Friedenspreises begegnet. Daß mir die große Ehre zuteil wird, heute Gedenkworte sprechen zu dürfen, mag mit dem Umstand zusammenhängen, daß ich manche Jahre im Dienste des Internationalen Rotkreuzkomitees, der Gründung Henry Dunants, verbracht habe.

Um das ergreifende Phänomen Albert Schweitzer auch nur anzudeuten, müßte theologische, philosophische, medizinische und musikwissenschaftliche Kompetenz vorhanden sein.

Wir sind versucht, wenn wir des erstaunlichen Mannes gedenken, in Einfachheit und kurz wie in den großen Legenden vorerst die überwältigende Ereignisfolge seiner Vita wiederzugeben: vom Beginn in elsässischen lutherischen Pfarrhäusern

über die Kindheit in Günsbach am Fuße der Vogesen, der Schule in Münster, der höheren Schule in Mülhausen, den Studien in Straßburg, Paris und Berlin, der Zeit des Unterrichts beim bekannten Organisten Widor in Paris, dem Lehrer, für den der Schüler es unternimmt, einen Essay über Johann Sebastian Bach zu schreiben, einen Essay, aus dem ein Buch entsteht, das zuerst in französischer Sprache abgefaßt wird, das dem jungen Elsässer – wie er berichtet – noch Mühe bereitet. Schweitzers theologische Dissertation hat die »Religionsphilosophie Kants« zum Gegenstand. Schon 1901 äußert er sich über das Abendmahlproblem und über den Leidensweg Christi; diese Studien bilden die Vorbereitung für das 1906 erscheinende Werk »Von Reimarus zu Wrede«, also zu einer Geschichte der »Leben Jesu Forschung«, die schon bei Erscheinen große Aufmerksamkeit erregte und bis heute ihren Rang bewahrt hat. Es folgen zwei Bücher über Paulus und einige kürzere Schriften über eine das Neue Testament betreffende Hypothese. Schweitzer, D. und Professor der Theologie, war 1905, dreißigjährig, Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Straßburg und Pfarrer daselbst, bereits ein Gelehrter, aber auch ein Organist von bedeutendem Ruf.

In dieser zukunftsreichen Lebenslage widerfuhr ihm etwas, was er selbst als inneren Zwang bezeichnet hat. Völlig überraschend teilte er damals seinen Freunden mit, er sei entschlossen, alle seine Ämter niederzulegen. Und jetzt begann er das Studium der Medizin und zwar in der festen Absicht, sich als Missionsarzt den Eingeborenen von Äquatorialafrika zu widmen, nachdem er vorübergehend daran gedacht hatte, sich den aus Gefängnissen Entlassenen und den Vagabunden zur Verfügung zu stellen. Schweitzer führt diesen Entschluß später auf bestimmte Kindheitserlebnisse zurück, die wir noch er-

wähnen werden, vor allem aber auf die Erschütterung, die die Parabel des reichen Mannes auf ihn ausgeübt hat.

Sechs Jahre dauerte sein intensives Medizinstudium, gleichzeitig aber nahm die schriftstellerische Produktion unentwegt ihren Fortgang. 1912 erfolgte seine Heirat mit Helene Breslau, der Tochter des großen Straßburger Historikers, die ihres Mannes Mühen und Anstrengungen teilen wird, soweit ihre zarte Gesundheit es erlaubt.

Im Jahre 1913 trat Schweitzer die Reise nach Gabon an. Ein von der Pariser Missionsgesellschaft gelieferter Bauplatz für das geplante Spital wird von nun an in harter Pionierarbeit seinen Zwecken dienstbar gemacht. Schweitzer selbst, unermüdlich Tag für Tag, legt Hand an. Was er damals schuf, war, von der Landschenkung abgesehen, ein völlig unabhängiges Unternehmen, dessen Unterhalt er aus dem Einkommen bestritt, das seine Bücher, seine zahlreichen Vorträge, seine Orgelkonzerte und später Platteneinnahmen einbrachten; vor allem aber half ihm sein stetig wachsender Ruf, vorerst am meisten in den angelsächsischen und skandinavischen Ländern. Schon im ersten Jahr seiner Tätigkeit hatte Schweitzer einer akuten Hungersnot zu begegnen, große Rodungen mußten unternommen werden. Die Tätigkeit als Prediger und missionierender Seelsorger wurde dem selbstlosen Pionier vorläufig von der Missionsgesellschaft seiner unorthodoxen Ansichten wegen verwehrt. Wir stehen im Jahre 1913.

1914 aber ereignet sich die Internierung des deutschen Staatsbürgers Albert Schweitzer und seiner Gattin. Zuerst an Ort und Stelle, wo die ärztliche Tätigkeit »unter Aufsicht« einigermassen fortgesetzt werden konnte, dann folgte die Überführung in ein Zivilgefangenenlager der Provence. Das Ergebnis erzwungener Muße während der Freiheitsbeschränkung und

während der unmittelbaren Nachkriegsjahre waren zwei Bände kulturphilosophischen Inhalts: »Verfall und Wiederaufbau der Kultur« und »Geschichte der Ethik«, die dann zu seinem grundsätzlichen Anspruch überleiten, den er als Basis einer neuen Weltkultur aufstellen wird.

Erst anfangs 1925 wurde seine Rückkehr nach Afrika möglich. Die Voraussetzungen für seine Tätigkeit waren jetzt noch viel härter als beim ersten Einsatz. Alles war neu zu beginnen, fast nichts war erhalten geblieben. Wieder waren Seuchen zu bekämpfen, Überschwemmungen zwangen zur Verlegung der Spitalanlagen, die jetzt zu starkem Wachstum ansetzten und denen eine Leproserie angeschlossen wurde. Immer neue Mittelbeschaffung war nötig. Ein bis zu hingerissener Bewunderung führendes Weltgerücht über den vorbildlichen einsamen Helfer wurde zum tragenden Element des Unternehmens. Die Umstände machten es notwendig, propagandistisch zu wirken. Das Ergebnis von häufigen Reisen, Reden, Konzerten, von Ehrungen und Preisen – u. a. dem Nobelpreis – hat Schweitzer dem Spital in Lambarene zur Verfügung gestellt. Und während all der Zeit, von 1926 bis 1965, dem Todesjahr des Neunzigjährigen mitten aus der Arbeit heraus, halfen die Angehörigen seiner Kranken beim notwendigen Tageswerk mit. Die geistige und physische Leistung des Doktors ließen bis in die letzten Jahre nicht nach, seine höchstpersönliche Art des Mitgeföhls erhielt die Stetigkeit seines Schaffens, sein auf so viele wirkender Zauber erleichterte sein patriarchalisches Walten. Sein Eindringen selbst in kleinste praktische Obliegenheiten, die er mit derselben Genauigkeit versah wie seine Tätigkeit als Orgelbauer, verbanden ihn auch dem einfachsten seiner Mitarbeiter. Auch seine geschäftlichen Vorkehrungen, seine Spitalverwaltung versah er mit einem bodenständigen, ja

bäuerlichen Wirklichkeitssinn. Mit unbeirrbarer Stetigkeit ist er seiner Pflicht treu geblieben, und immerzu wuchs sein schriftstellerisches Werk: seine Arbeiten über die Mystik des Apostels Paulus, den er den Befreier nennt, seine Studien über die Weltsicht der indischen Denker, seine Goethe-Reden, seine erwähnten drei Bände über die Kulturphilosophie, die er lange zögernd zurückgehalten hat.

Eine besonders aufschlußreiche Aufzeichnung Schweitzers trägt den Titel »Aus meiner Kindheit und Jugendzeit«, sie führt in eine Epoche, von der er mit dem ihm eigenen Humor sagt, »als die Bauern über Leute klagten, die auf hohen Fahrrädern dahinrasten und die Pferde erschreckten«. Eine Zeit, die ferner liegt von der unseren als die Zeit Virgils von derjenigen der Weimaraner!

Was ist nun an diesen Erinnerungen an ihn selbst und an seine Umwelt das Entscheidende? Doch wohl der Umstand, daß er gesteht, unbefangene Lebensfreude habe er nie gekannt. Als er einmal beim Raufen mit anderen Knaben Sieger war, habe der Besiegte geklagt: »Ja, wenn ich täglich wie du Fleischsuppe erhalten würde!« Von diesem Moment an sei ihm, Schweitzer, die Fleischsuppe zum Ekel geworden. Ein anderer Einbruch in sein immer weiter wirkendes Gedächtnis: ein Kamerad verfertigt Schleudern, er begibt sich mit dem kleinen Pfarrerssohn auf die Amsel- und Drosseljagd. Während sie auf der Lauer liegen, beginnen die Kirchenglocken zu läuten. In diesem Augenblick durchdringt Schweitzer ein scharfer Befehl, das Geheiß: »Du sollst nicht töten«. Dies sei der Anfang gewesen für alles weitere, meint er einmal.

Die Aufmerksamkeit des Knaben ist vielseitig, sein Interesse am Zeitgeschehen auf allen Gebieten ist sehr früh vorhanden. Schon den Neunjährigen hat der Vater an die Orgel gesetzt, um

ihn zu vertreten. Dem Sechzehnjährigen vertraut Eugen Münch die Orgelpartie aus dem Deutschen Requiem an. Schweitzer wächst auf in einem harmonischen Familienleben nach alter Weise, aber er quält sich, ob er solches Glück hinnehmen dürfe, ob der Mensch inmitten des Wehs der Welt überhaupt ein Recht auf individuelles Glück habe. Er teilt uns mit, die ihm durch den Besitz seiner Gesundheit auferlegte Pflicht habe ihn fast erdrückt. Aus diesem Gefühl heraus habe er schon mit einundzwanzig Jahren beschlossen, bis zum dreißigsten der Wissenschaft, der Predigt und der Musik zu leben, dann aber durch die Tat nur noch dem Nächsten zu dienen. Schweitzer war von der Gewalt der christlichen Ethik innerhalb seines rationalen Christentums, seiner wohl kaum vorhandenen metaphysischen Hoffnung getrieben. Sein Drang nach Verbindung mit einem übergeordneten Prinzip erfüllte sich in sittlicher Leistung. Nie verließ ihn das Grauen vor dem furchtbaren Verlauf der Menschheitsgeschichte. Er war der Sohn eines Volkes, dem die Wahl so oft wehgetan hat, eines Volkes, das durch Jahrhunderte die allerschwersten Kriegskatastrophen durchlitten hat, schon lange vor den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges und weit darüber hinaus bis in die allerneueste Zeit. Wie alle Elsässer war Schweitzer dem alemannischen Wesen und dadurch einer bestimmten Gefühlslage durch seine Mundart unlöslich verbunden. Auch er hatte die Lage zu bestehen, in der einem bisweilen die einen wie die anderen vorwerfen, zwischen ihnen nicht endgültig entschieden zu haben. Er hat Frankreich geliebt und Deutschland auch, beiden Ländern war er heimatlich verbunden. Von Kind an hat er paritätische Kirchen besucht und war als Protestant erfreut, hinten im verdunkelten Chor die feierlichen Symbole des katholischen Kults zu ahnen. Schon immer war er

ökumenisch gesinnt. Weitgehend ein Mensch der Aufklärung, blieb er frei von ihrem Spott, er respektierte das Gebot, nach dem er handelte und das er folgendermaßen ausgesprochen hat: »Der Geist muß Tat werden, und er muß Tat werden überall dort, wo Friedlosigkeit herrscht«. Mit äußerster Willensanstrengung hat er sich bemüht, die Vergehen der Welt und die eigenen Schwächen zu sühnen. In all seinen Bestrebungen ist er lebenslang ein Jüngling geblieben. Ständiger Aufschwung, immer neuer Einsatz waren ihm eigentümlich. Schweitzer war der Begriff »Reife« verdächtig, das shakespearsche »reif sein ist alles« war ihm entgegen. So meint er etwa: »Dieser da war ein Revolutionär, jetzt ist er es nicht mehr, er ist reif, er war ein Kämpfender, ein Hoffender, ein Tempelreiniger, ein Mann unermeßlicher Pläne, einer, der sich stets erneuert, und jetzt ist er dies alles nicht mehr, er ist bei der Reife angelangt«.

Schweitzer fürchtet, sein immer neues Wollen habe ihn an Vielen vorübergerissen, denen er hätte Dankbarkeit bekunden sollen. Er fürchtet, in seine Pläne und Aufgaben versunken, habe er sehr oft in einem Halbdunkel gelebt, in dem er die Züge der andern nicht habe erkennen können, bis dann plötzlich, oft zu spät, ein Blitz sie erhellt habe, so daß er erkannte, wieviele Kräfte er in bedeutungsvollen Stunden des Lebens von Mitmenschen erhalten habe, wobei das Wirken dieser geschenkten Kräfte auch für ihn höchst geheimnisvoll blieb.

Alles, was Schweitzer schuf, ist aus jugendfrischer Improvisation entstanden. Auch sein Spital war kein systematisch geplantes Werk; deshalb ist es im Verlaufe der nationalen Befreiungskrisen im afrikanischen Kontinent nicht wie andere moderne Spitalanlagen zerstört worden. Schweitzer vermied willentlich jedes Übermaß an blanker Technik, an hygieni-

scher Perfektion. Er war kein Soziologe, aber seine Beobachtungen, die er an den dem Naturzustand nahen Bevölkerungen vorgenommen hat, sind gerade heute, nach den überstürzten Ereignissen der letzten zwanzig Jahre, höchst beachtenswert, er kennt genau das Unheil, das durch den Einbruch des Welt Handels und später der Technik in jenen ursprünglichen Gebieten entstand, er setzt sich ein für Schonung und Erhaltung überlieferter Lebensformen und für langsame organische Übergänge. Er warnt vor der Überbewertung eines artfremden Schulsystems und seiner Programme, er sieht die Gefahr der sozialen »Deklassierung nach oben«, die zur Verachtung jeder Handarbeit führe. Er warnt vor dem Urteil des gedrillten Weißen, der den Schwarzen Trägheit vorwirft. Er stellt fest, Neger seien imstande, sehr intensiv zu arbeiten, aber nur, wenn kein übergeordneter Befehlshaber, sondern die Umstände es von ihm verlangten. Der Neger, so erklärt er, ist ein freier Mensch, d. h. im besten Sinne ein Gelegenheitsarbeiter. Andererseits ist er auch nicht blind für die positiven Leistungen des Kolonialismus, etwa für die Abschaffung des Sklavenhandels und vor allem für die Pazifizierung von Stämmen, die untereinander in Dauerkämpfen leben. Scharfe Beobachtung und jahrelange Erfahrung haben ihn bisweilen zu Urteilen und Nonkonformismen geführt, die ihm gegen Ende seines Lebens den Unwillen der ohne Sachkenntnis unter Schlagworten Dahinlebenden eingebracht haben. Sein gesunder Menschenverstand, seine ganz bestimmte Naivität machten ihn gegen Zeithypnosen immun. Schwarze sollten, seiner Ansicht nach, entsprechend ihrer hohen Menschenwürde behandelt werden, was aber nicht dadurch geschehen könne, daß man sie in sich selbst überschätzende abendländische Zivilisierte verwandle.

Eines der besten Bücher, die über Schweitzer erschienen sind und das Werner Picht zum Verfasser hat, stellt mit Recht fest, daß Schweitzer nicht nur in seinem praktischen Wissen, sondern in seinen gelehrten Schriften in einem seltenen Grade »in persona« anwesend sei. Ja, er geht alles direkt, bekenntnishaft an, auch die Kräfte, die auf sein eigenes Leben einwirken. Er gesteht, daß er in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Spieler gewesen sei, »um die Würfel zu erkennen, die, ins Spiel des Lebens geworfen, so vieles entscheiden«. Schweitzer beichtet auch, er sei durch seinen Hang zu einer bis zur Irritation führenden Diskussion sehr oft ein unerträglicher Herausforderer seines Gegenübers gewesen. In den Urwald sei er unter anderem in der Absicht gegangen, zu schweigen. Aber die Lust am Lehren, am Verkünden hat bei ihm doch immer überwogen.

1920 hat er sich vom Katheder der Universität Upsala aus nicht mehr an die gelehrte Welt, sondern »an alle« gewandt. Damals hat er der Menschheit seine ethische Lehre verkündet. Sie war entstanden aus seiner wachsenden Sorge um den Kulturzerfall, einer Sorge, die so viele erste Geister des 19. Jahrhunderts geteilt haben, so Goethe, von dem Schweitzer sagte, er habe sich als Erster ernsthaft um die noch vorhandene Zukunft des Menschengeschlechts gesorgt. In unserer Jahrhundertmitte sollte man versuchen – viele mittlere Geister haben sich daran beteiligt –, diese prüfende Sorge durch die Wortkitterung »Kulturpessimismus« aus der Welt zu schaffen.

Bei Schweitzer ist innerhalb seiner Kulturkritik oft ein gewisser Schematismus auffallend, dabei aber gleichzeitig stets etwas völlig Elementares, ein Ton ohne jede literarische Anfälligkeit auf vorübergehende Moden. Innerhalb seiner Versuche spürt man bisweilen auf dem Gebiet des Erkenntnisvermögens etwas wie Resignation.

Nun aber berichtet uns Schweitzer von einem Ereignis, von einer Erleuchtung, die ihn während einer Bootsfahrt im Urwald überfiel, die – wir erinnern an das Erlebnis mit den Schleudern – in ihm wohl längst vorbereitet war. Und hier nun handelt es sich um sein Grundpostulat, seine Verkündigung in der Rede von Upsala, um seinen Aufruf zur »Ehrfurcht vor dem Leben«. Jetzt gilt ihm Leben in seiner Gesamtheit als höchster Wert, und nie verläßt ihn das Entsetzen vor der Selbstzerstörung, der Selbstvernichtung dieses Lebens. Seine Forderung ist grenzenlos. Sie stellt sich titanisch dem Sosein der Natur. Sie gilt jedem Leben ohne Wertunterschied. In Augenblicken erscheint es uns, als vermißten wir vor diesem absoluten Postulat Schweitzers dasjenige, das man einst »die Majestät des Todes« genannt hat.

Jedoch, wie dem sei: ist es nicht ein Hoffnung verleihendes Zeichen, das inmitten von nie dagewesener Zerstörungswut sein Aufruf zur Lebensverehrung in einem Geschlecht, von dessen Nihilismus man uns immer wieder berichtet, überall eine hingerissene Gefolgschaft sein eigen nennen durfte, eine Gefolgschaft, erfüllt vom brennenden Wunsch nach Frieden und nach einem rettenden Humanitarismus. Karl Barth hat den Kern der Sache getroffen, als er erklärte, bei Schweitzers Manifest habe es sich um einen Aufschrei gehandelt.

Merkwürdig ist, daß ein mysteriöser Vorgang in der Psyche eines so mächtigen Erschütterungen ausgesetzten Menschen wie Schweitzer bisweilen einen fast lehrhaften Ausdruck erhält, den Ausdruck eines Ethikers, der noch innerhalb der Kontroverse zwischen Glauben und Wissen steht. Es ist bemerkt worden, Schweitzer habe das Gedankengut des Mittelalters kaum zur Kenntnis genommen. Dabei, wenn er unmittelbar von der liberalen Theologie und ihrer Vernünftigkeit

herkommt, ist doch in ihm neben dem, was sein Biograph Rudolf Grabs »seinen nicht skeptischen, sondern demütigen Agnostizismus« nennt, etwas vorhanden, was dem mittelalterlichen Denken nicht fremd war und das in Schweitzers Jesus-Bild deutlich wird, das bei ihm eine Größe zurückgewinnt, die es in den vermenschlichenden Tendenzen des 19. Jahrhunderts verloren hatte. Christus, wie das ganze neue Testament, sind für ihn von endzeitlicher Erwartung erfüllt, und der Heiland sieht sich selbst als Messias, völlig aus der altjüdischen Überlieferung und Lehre hervorgehend. Das Göttliche aber offenbart sich für Schweitzer nicht in der Geschichte, nicht in dem einen, die Mitte bildenden Ereignis, mit dem unsere Zeitrechnung beginnt. Das Göttliche offenbart sich für ihn, wie einst für die Griechen, in der kosmischen Gesamtheit, in der Natur.

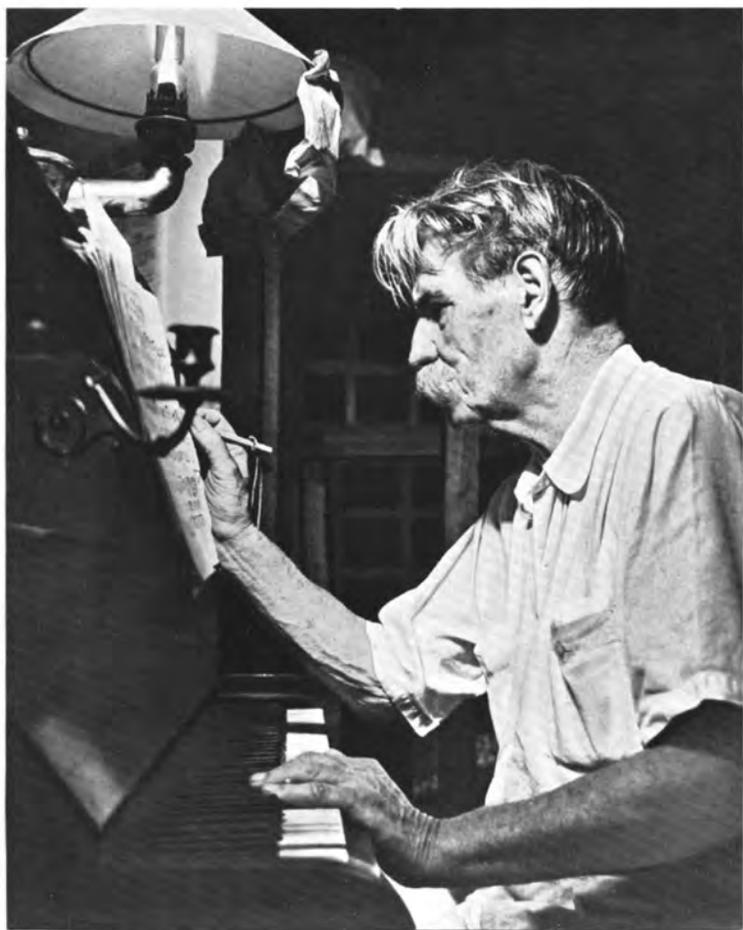
Was man Schweitzers schlichte Frömmigkeit nennen darf, kommt vielleicht am reinsten und tiefsten in seinem Verhältnis zur Musik, vor allem zu Johann Sebastian Bach, zum Ausdruck. Dort findet er Raum für seine einsame Meditation. Dort, als ein Meister und als ein Deuter, gelangt er in voller Sammlung zu seinem Eigensten.

Wir sprachen von den Helfern, denen Schweitzer Dank schuldete. Zu ihnen gehört neben den großen Musikern vor allem Goethe. Vielleicht tritt Schweitzers Grundstreben nirgends deutlicher in Erscheinung als in den vielen Äußerungen, die er über Goethe getan hat. Sie schwanken in einem merkwürdigen Wechsel zwischen hochherziger Hingabe in Bewunderung und einer gewissen moralischen Kritik. Wo Schweitzer sich dem ozeanisch ruhigen Gewoge Goethescher Geisteskraft hingibt, erkennt man seine tiefe Befriedigung des Getragenseins im Einverständnis. Immer wieder, um nur eines herauszugreifen, kreist Schweitzers Denken um jene Stelle der Annalen

von 1811, in der Goethe seine Abwendung von Friedrich Heinrich Jacobi, dem einstigen Anhänger Spinozas, vollzieht, weil dieser in seiner Schrift »Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung« die Anschauung vertritt, daß »die Natur Gott nicht offenbare«. Goethe aber schreibt: »Bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsam einseitig-beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?«.

Verehrend lieben zu dürfen, welche Gnade! Die Fähigkeit, anerkennend zu bewundern, ist ein Privileg wirklich freier, durch keine Mißgunst belasteter Geister.

Wir gedenken in dieser Stunde eines Toten, der unter uns als ein Beispiel gewirkt hat, ein Beispiel, an dem man sich aufrichten kann. Im Jahrhundert des großen Mordens, unserem Jahrhundert, hat sich Schweitzer zur mächtigen Verteidigung des Lebens, zum Protest gegen äußerste Zerstörungsmittel mit wahren moralischem Mannesmut erhoben. Schweitzer, der Freund des unvergeßlichen Bundespräsidenten Heuss, ist, wie dieser es einmal aussprach, derjenige, der in jenen schwersten Zeiten, die hinter uns liegen, das Vertrauen in die Möglichkeiten der menschlichen Natur wieder herstellte. Jenseits von spekulativen Systemen und Wirtschafts- oder Sozialtheorien, ist er stets zu wunderbarer Frische, zur helfenden Tat bereit geblieben. »Der Geist«, so hat er erklärt, »der in der Geschichte waltet, ist nicht in den Dingen vorhanden, er muß durch uns selbst wirksam werden.« Diesen Geist aber hat er den Geist der Liebe genannt.



IN LAMBARENE

In einem letzten Briefe Albert Schweitzers an den Ordenskanzler setzte er unter die beigelegte Photographie folgende Widmung:

*Herrn Professor Ernst Schramm.
mit herzlichem Güssen.
Albert Schweitzer
Lombardstr. 14 März 1965*